

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 73.

Samstag, den 27. Dezember.

1924.

(12. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist es ja! Aber nun müssen Sie mir erzählen, — darf ich Peter sagen?“

„Wie denn sonst? Und eigentlich — Schwester und Brüder müßten du zueinander sagen, nicht wahr? Wir wollen einen Vertrag schließen: Wer zuerst Lust dazu hat, der tut es. Wie, Lydia?“

Sie nickte. „Ich bin neugierig, wer damit anfangen wird. Aber, was ich fragen wollte, wie kommt es, daß Sie so unerwartet eintrafen?“

„Das mache ich im Sommer immer so — lasse meinen Koffer auf der Bahn und komme hier als Wanderbursche an. Für mich gibt es kaum etwas Hübscheres, als Mutti zu überraschen. Wie dann ihr Gesicht leuchtet, wie sie mit Lachen und Weinen kämpft und mit einemmal ganz jung aussieht, förmlich aufblüht — ach Gott, das ist zu wundervoll, das muß ich immer wieder auskosten. Umstände macht ja meine Improvisation nie — mein Zimmer ist immer bereit. Kennen Sie mein Zimmer?“

„Natürlich. Tante Olga hat mich gleich den zweiten Tag hineingeführt; es hat den schönsten Ausblick im ganzen Schloß. Und diese wunderhübschen, hellen Möbel, die vielen schönen Bilder!“

Peters Antlitz strahlte. „Nicht wahr? Ich sage immer, man sieht mit einem Blick, daß hier ein einziger Sohn wohnt, der die beste Mutter von der Welt hat. Gut, daß ich nicht unerschämmt bin! Mutti könnte ich ausnützen bis aufs Blut, die würde den letzten Heller für mich hingeben.“

„Tante Olga sagt immer, Sie wären so bescheiden.“

„Bin ich gar nicht. Ad puncto Kunst zum Beispiel und Schmutz des Lebens und schönen Beiwerts — da ist mir das Beste nur gerade gut genug. Ehe ich mich mit Kitsch umgeben möchte, lieber säße ich zwischen nackten vier Wänden. Auch sonst! Wenn ich ins Theater gehe, ein Konzert besuche — immer muß ich einen guten Platz haben. Nicht aus Übermut — bewahr! Aber festgelegt im Gedränge stehen und schlechte, eingesperrte Luft atmen, das halte ich einfach nicht aus.“

„Gehst mir ebenso!“ stimmte Lydia zu. „Wie oft siehst es zu Hause, wenn ich darauf brannte, ein gutes Stück zu sehen: Du kannst einen Galerieplatz haben! Da habe ich jedesmal gesagt: Dann bleibe ich lieber zu Hause.“

„Also auch solche Schwärmerei fürs Theater! Dann ist wohl Literatur Ihre liebste Stunde?“

„In der Schule, ja — natürlich.“

„Und hier nicht? Gibt Fräulein Rodewald nicht viel Unterricht?“

„Sehr guten sogar! Aber das ist doch ein riesiger Unterschied: in der Schule lasen wir mit geteilten Rollen, es war soviel Reiz und Anregung dabei. Auch konnten wir uns ein neues Stück zum Vortrag. Fräulein Rodewald liebt nur die Klassiker, und hier gibt es doch eine Bibliothek, und ich kann gar nichts Neues kennen lernen.“

„Dürften Sie denn bei sich zu Hause alles lesen, was Sie wollten?“

„Alles!“ betonte Lydia stolz. „Darum hat sich kein

Mensch gekümmert, was ich gas. Wenn mir ein Titel gefiel, ging ich einfach hin und holte mir das Buch. Prachtvolle Sachen waren es oft.“

„Peter schüttelte leicht den Kopf, sagte aber nichts. „Mutti hat mir erzählt“, begann er von neuem, „daß Sie so wunderschön vorlesen könnten“ — er stockte, trotzdem Lydia ihn nicht unterbrochen hatte. Sie war aber glühend rot geworden, bis in die Stirn, bis unter die Haarwurzeln.

„Und da wollte ich Sie bitten, möchten Sie mir nicht auch etwas vorlesen? Darf ich zuhören?“

„Sehr gern — sehr.“

„Heute abend schon?“

„Heute abend — jawohl.“

„Und was wird es sein?“

„Goethesche Gedichte. Die spreche ich am liebsten.“

„Wissen Sie viele auswendig?“

„Sehr viele.“

Lydia glaubte, sie werde gebeten werden, sofort ein Goethesches Gedicht zu sprechen, aber Peter blieb still. Halb in Verlegenheit tastete das Mädchen nach dem Kopf des Hundes, da traf sie auf Peters warme Hand, die immer noch dort ruhte, und nun blieben die beiden Hand in Hand sitzen, und es war ihnen wohl dabei.

„Haben Sie meine Mutter lieb?“ fragte Peter plötzlich unerwartet.

„Ich — ich“ — sie kam ins Stottern, was ihr sonst nie geschah — „ich verehere — verehere Tante Olga so sehr — ich — ich bin ihr so großen — großen Dank schuldig —“

„Das will ich alles nicht wissen! Sie sollen mir sagen, ob Sie meine Mutter lieb haben. Oder wissen Sie überhaupt nicht, was das heißt, einen Menschen recht von Herzen lieb zu haben?“

„Recht von Herzen? Ich — ich weiß das wirklich nicht!“

„Nicht die eigene Mutter, nicht die Geschwister?“

Langsam schüttelte das Mädchen den Kopf.

„Ich hab' mir wohl eingebildet, sie lieb zu haben — ich hab' darüber nie so recht nachgedacht. „Recht, wo du mich fragst“ — sie fiel unwillkürlich ins „du“, hatte dessen aber nicht acht — „und das so warm ausspricht „von Herzen lieb“ — jetzt weiß ich es mit einemmal nicht. Wenn man einen Menschen so recht von Herzen liebt, da muß man sich doch nach ihm sehnen, nicht wahr? Und gesehnt hab' ich mich noch nie.“

Sie schämte sich, während sie dies sprach, aber sie konnte nicht anders. Diesen reinen, wahrhaftigen Augen gegenüber wollte eine Beschönigung oder gar eine Lüge nicht über ihre Lippen.

„Es tut mir leid um dich“, sagte Peter leise, und das rührte Lydia ganz seltsam. Sie mußte an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen.

„Ich habe sehr viel Einfluß auf Mutti!“ fuhr er fort. „Es mag wunderbar klingen, aber wahr ist es doch. Ich will nun alles dazu tun, daß du sobald als möglich von hier fortkommst!“

Es ging ein Ruck durch des Mädchens Glieder.

„Wer — wer hat dir das gesagt?“

„Ach, Mutti macht sich lange schon Gedanken deswegen, sie hat es mir geschrieben und hat es mir auch gesagt, gleich heute, wie ich gekommen bin. Für viele Mädchen wäre es ein großes Glück, hier bei Mutti zu leben — für dich ist es keines!“

„Ich bin nicht undankbar“, sagte Lydia mit zudendem Munde. Sie warf den Kopf in den Nacken, trotzig flammte es in ihren Augen auf.

„Wer spricht davon? Aus Dankbarkeit allein kann man sich nicht glücklich fühlen, das mußt du doch zugeben, wie? Es ist alles ganz einfach; Du gehörst in kein Idyll, in kein Stilleben, du gehörst ins volle Leben, in die große Welt, und wenn es so kommt, wie ich es mir denke, dann sehe ich den Weg, den du gehen wirst, deutlich vor mir. Ich will nicht gewaltig in dein Leben eingreifen, nur helfen möchte ich dir, wenn du Zutrauen zu mir hast. Hast du es?“

„Sehr — ach sehr! Aber deine Mutter wird denken —“

„Mutti überlaß nur getrost mir — für die steh' ich ein. Eine Frau wie sie grübelt nicht und denkt nicht — sie versteht einfach. Komm nun! Wir wollen zu ihr gehen, sie wartet auf uns.“

Eine seltsame Stunde war es, die des Abends kam Lydia, die bis dahin nur aus Büchern vorgelesen hatte, die Frau Olga ausgewählt, sprach nun Goethesche Gedichte — sprach das „Heidenröslein“ und den „Erlkönig“ und „Trost in Tränen“, sprach die Mignon-Lieder und die Verse „An den Mond“. Und als sie geendet, da tropften Tränen der Ergriffenheit aus Frau Olgas Augen, und Peter nahm seiner Mutter Hand, küßte sie und sagte ganz ruhig und selbstverständlich: „Nicht wahr, du erlaubst, daß ich mich zum Winter nach einer guten Pension für sie in Berlin umsehe? Und dann kommt sie in die beste Theaterschule und geht zur Bühne. Was sagst du, Lydia?“

Sie hatte es halb für sich gesprochen, es waren nur ein paar Worte gewesen: „Zweite Schicksalsstunde!“ hatten sie gelaufen.

Kortetuna folgt.

Weihnachtszirkus.

Von Heinz Lohse.

„Mutti! Mutti! ... Komm doch mal und sieh dir an, was ich jetzt gebaut habe. Sie sind mitten in der Vorstellung.“

Die kleine blonde Käthe war in den Salon wie eine Wölfe hereinestürmt, weil sie nicht wußte, daß Besuch gekommen war. Der alte Professor streckte ihr die Hand hin und fragte lächelnd: „Na, du kennst mich wohl gar nicht mehr?“

Sie schüttelte verlegen den Kopf, daß die Locken flatterten. „Ganz vergessen, wie wir im vorigen Jahr im Gehirge zusammen waren? ... Den Ausflug nach der deutschen Hütte.“

„Ach, jetzt weiß ich's wieder. Onkel Ludwig! Ja, nun erkenne ich dich schon wieder.“

Sie müßten sie entschuldigen, lieber Professor, aber sie hat so viel zu Weihnachten bekommen, daß sie noch immer ganz in ihre Spielsachen vertieft ist. Sie hat da eine Reihe beweglicher Puppen bekommen, die sie nicht mehr aus den Händen läßt. So hat sie für die Dinge des Lebens nicht allzu viel mehr übrig, sie spielt nur mit ihrem Zirkus.“

„Komm, Mutti! Komm — und Onkel Ludwig muß es sich auch ansehen. Es ist zu fein. Heute ist Galavorstellung.“

Da hilft nichts. Sie müssen schon den Augenblick mit zu ihr hineinkommen.“

Die kleine Käthe hatte längst seine Hand ergriffen und zog ihn mit sich, daß er ihr lächelnd folgte.

Er war schon im Herbst an die Universität berufen, aber hatte erst heute im neuen Jahr Zeit gefunden, dem Kollegen, den er bereits mit seiner jungen Frau von einem Aufenthalt in den Alpen her kannte, seinen Besuch zu machen. Er selbst war Junggeselle, lebte mit seiner Schwester zusammen, und hatte sonst nie gesellschaftlichen Verkehr gehabt; aber hier war eine Ausnahme, und er hatte es doch für seine Pflicht gehalten, im neuen Jahr nunmehr bei diesen Bekannten seinen offiziellen Antrittsbesuch zu machen, nachdem er zum nächsten Sonntag zu einer Gesellschaft geladen war.

Der Kollege war um fast fünfzehn Jahre jünger, und er selbst kam recht alt vor, wenn er sich mit ihm verglich, aber sie hatten ähnliche Interessen und er hatte dem Philosophen mit seiner Mathematik schon allerhand kleine Winke geben können, die der jüngere mit Begeisterung aufgenommen hatte.

Er sah sich in dem großen Spiegel, wie er nun, von der Kleinen gezogen, durch den Salon hinüber in das Kinderzimmer ging. Ein alter, grauhaariger Mann, in einem schlichten, aber herod, das stellte er fest. Denn er sah sonst nie in einen Spiegel, außer beim Rasieren. Die

Krawatte schlang ihm die Schwester, und er zog an, was ihm an Wäsche und Anzug jeweils hinstellte.

Er gefiel sich nicht sonderlich, wie er sich so in voller Figur sah — ein griessgrämiger alter Mann. Und er wunderte sich eigentlich, wie das kleine Mädchen ihn so unangelegentlich sah. Allein damals in der Sommerfrische hatte er sich gern und oft mit dem aufgeweckten lebensfähigen Dumm unterhalten, das die Antwort nie schuldig blieb.

Daher auch wohl das Zutrauen, denn sonst hätte er die Empfindung, daß man ihm nicht gerade mit Liebe entgegenkam. Seine wissenschaftliche Arbeit war zudem trocken, daß er auch bei seinen Schülern auf besondere Anerkennung keinen Anspruch machen konnte. Und von Zuneigung zu seiner Person hatte er nie etwas empfunden.

Er ließ sich also autwillig stehen, tat nur so, als ob er Widerstand leistete.

In dem Kinderzimmer, mit seinen weißlackierten Möbeln, wo noch der geschmückte Weihnachtsbaum in der Ecke stand, hatte die Kleine die beweglichen Figuren des Zirkus aufgebaut. Humpo-Dumpo stand auf dem Deckel des Kartons.

Und wie er diese Figuren sah: die buntaffeide Klowns, die mit Gewichten jonglierten, den Neger, der eine weisse Leiter hielt, auf der ein anderer Clown stand und einen Stuhl hochhob, den Stallmeister im Zylinderhut, die Beißche in der Hand — während ein Apfelmännchen herumgauloppten schien, und auf dem Banneau stand ein Tänzerin, die lächelnd Rhythmus warf — den Esel, der den Hinterbeinen sah und ein so dummes Gesicht machte, als er all diese in den Gelenken so beweislichen Puppen den ausdrucksvollen Gesichtern sah, in deren Händen man die verschiedenen Requisiten stecken konnte, da fiel ihm ein, wie er vor Jahrzehnten einmal als kleiner Junge in einem Schaufenster gestanden hatte, wo solch ein Bild aufgebaut war. Und wie er sich voller Sehnsucht nach dem Besitz verzehrt hatte; denn noch nie zuvor hatte er solch ein Spielzeug gesehen, das damals wohl zum erstenmal in Amerika nach Deutschland gekommen war.

Stundenlang hatte er mit vielen anderen Kindern in den Fenstern gestanden, an jedem Morgen waren die Figuren anders aufgebaut, immer phantastischer. Gestanden die Klowns auf den Händen und die Tiere auf den Hinterbeinen, oder gar der Elefant auf den Vorderbeinen und er balancierte auf den Hinterbeinen einen der Klowns, als sei das die natürlichste Stellung der Welt für ihn. Der Neger hielt in den emporgestreckten Händen die Leiter, auf der obersten Sprosse kletterte sich ein Clown im Hock stand nach oben. Der Esel hatte die Vorderbeine um Hals seines Dreizehners gelegt und schien so mit ihm spazieren zu gehen.

Jeden Tag wechselte das Bild, und immer schien noch staunenswerter.

Aber eines Morgens war das Schaufenster leer. Zirkus mußte wohl einen Liebhaber gefunden haben. Ein paar banale Puppen sahen da um einen Kochherd — wie oft er auch, und mit ihm so viele andere Kinder wiederkam, die Figuren blieben verschwunden.

Allein die Erinnerung befeuerte ihn noch lange, hatte damals die phantastische Idee gehabt, daß zu Weihnachten dieser Zirkus unter seinem Baume stehen könne, gleich er wußte, daß die Eltern an so etwas nicht dachten. Er hatte in seinem Menschen ein Wort gesagt, wie sehr das Bild dieses Zirkus verirrte, wie er immer daran dachte — wie er sich vornahm, einmal Direktor eines wirklichen Zirkus zu werden, oder doch wenigstens ein Clown, auch nur Stallmeister, der in der Mitte der Manege stand und mit der Beißche knallte, während sich alle um ihn Kreise drehten, und die Dame auf dem Pferde ihm freudlich zulächelte, ehe sie wieder durch den Reigen sprang.

Er wollte von daheim fortlaufen, wo er immer nur Schularbeiten gequält wurde, wo niemand wußte, wie ihm ums Herz war, was für phantastische Ideen er hatte.

All die Jahrzehnte hindurch hatte er nie wieder die Figuren gesehen — und heute standen sie doch vor ihm nicht mehr durch eine feste Spiegelfassade eines Fensters trennt, sondern zum Greifen nahe, und dort in dem Raum lag noch ein einzelner Clown, als sei er vergessen, während die Kleine der Tänzerin auf dem Rücken des Pferdes eine andere Stellung gab, nahm er heimlich Puppe auf und lächelte, wie die Glieder sich bewegen ließen, wie man den Kopf drehen und wenden konnte. Nur eine Bein hing herab die Gummischuh schien gerissen sein; aber er stellte ihn auf das andere gesunde Bein, dem er durch die Biegung der Arme und des Rumpfes Gleichgewicht sofort hergestellt hatte.

„Über nein, Onkel“, rief das Kind, „das ist doch arme Peter, der ist doch so krank. Er ist gestern vom Pferd gestürzt, als er mit dem Bieter geübt hat und hat sich Bein gebrochen. Der Doktor war schon da. Ach, sieh es scheint ihm wieder besser zu gehen, er kann schon wieder auf einem Fuße stehen. Nein, sieh, das Bein ist noch wieder gesund. Er muß noch liegen. Sieh: so! — legen ihn wieder hin bis der Doktor ihn ganz gesund macht hat. Ich glaube, er muß ins Krankenhaus.“

Herr Kalpari? ... Wer ist das denn? Herr Kalpari doch so verliebt in Fräulein Laura. Sie ist seine Geliebte, und sie sah nidaz zu ihm auf.

„Aber Kind! was redest du? Du weißt ja gar nicht, du sprichst“, warf die Mutter ein.

„Ich weiß nicht? ... Aber Mutter, ganz gewiß, es seine Geliebte! Sieh doch nur, wie sie ihn anguckt. Sie sieht doch so schrecklich lieb. Nur der Neger Adolf —“

alte Schornsteinfeger — weil er doch so schwarz ist, ist eifersüchtig, und er ist auch launisch daran, daß der Peer vom Pferde gefallen ist. Aber sonst ist Adolf der Wärtler vom Elefanten, und mit dem kann er machen, was er will, der gehorcht ihm aufs Wort und steht sogar auf einem Bein auf der Tonne.

„So, nun spiel nur allein weiter“, sagte Mutter und strich über das heiße Gesicht. „Der Herr Professor interessiert das alles ja gar nicht. — Sag adieu, Käthe.“

Damit ging sie, während das Kind dem alten Herrn mit seiner großen Brille die Hand hinstreckte und leise fragte: „Interessiert es dich wirklich nicht, Onkel Ludwig?“

„Doch, Kind, doch! Mehr als du ahnst!“

Aber dann mußte er wieder mit der Dame des Hauses in den Salon zurück, und der Kollege war auch gerade gekommen, und er blieb noch ein paar Minuten. Dann aber ging er, weil er fühlte, wie er kaum die rechten Antworten gab. Denn er mußte immer an ganz etwas anderes denken. Und er nahm rasch Abschied, unter irgend einem Vorwand, und ging. Aber dann mußte er nicht, wohin er sich wandte, sah nicht nach den Straßen, sondern ging vor sich hin und sah gar nicht, wenn er gestört wurde. Als er endlich aufblickte, war er im Stadtviertel, wo er bisher noch niemals gewesen. Und da er sinnend stehen blieb sah er die Tiere und Puppen wieder vor sich und dachte, wie er sich am liebsten mit dem Kinde hingedrückt hätte, die Figuren in die Hand genommen und sie immer wieder neu hingestellt und anders aufgebaut hätte, wie das vor vielen Jahren einmal die brennende Sehnsucht seiner Knabenzeit gewesen war. Zu gern hätte er nur ein einzigesmal den plumpen Elefanten in der Hand gehabt und seinen Rüssel nach oben und unten gebogen, oder Herrn Kalvari den Stallmeister, in die Mitte der Manege gestellt, und die Tänzerin Laura auf den Apfelmännchen oder den Rappen geleitet, in die Stellung, wie sie die Banneureiterinnen einnahmen, wenn sie über die Bänder oder durch den mit Seidenpapier beklebten Reifen sprangen.

— Immer noch stand der Mathematik-Professor wie westentrickt im vereinsamten Stadtviertel, nur weil ein kleines Mädchen ein paar Jirrusfiguren zu Weihnachten geschenkt erhalten und der alte Herr als kleiner Junge sich einmal die Nase an einem Schaufenster platziert gedrückt hatte, so diese Puppen gestanden, nach denen er sich voller Begehr verzehrte. Und heute, da er sie mit seinen Fingern greifen konnte, hatte er nicht einmal den Mut dazu gehabt, sondern hatte nur den einen tranken Clown einen Augenblick in der Hand gehalten, und war doch so voller Reiz gewesen, daß das Kind damit spielen konnte, während er immer vergebens sich nach dem Besiz gelehnt hatte. Da war ihm dann schließlich nichts anderes übrig geblieben, als all seine Wünsche wie einen unvergänglichen Jugendtraum für sich zu behalten.

Rudibubi.

Von Julius Kreis.

Rudi, Geheimrats Rudi hat ein Fräulein. Eine Erziehlerin, wie man das wohl nennt. Denn die junge Frau Geheimrat, nicht wahr, die will vom Leben doch noch was anderes haben als nur Kinderstube. Natürlich hat sie ihren Rudi lieb, sehr lieb, entsückt ist sie von ihrem Rudibubi, ihrem Goldfisch, Schnaderl, Perserl und er bekommt morgens und abends (bevor die Mama in Gesellschaft, Theater oder Konzert geht) viele, viele heiße Küsse. Aber recht Obacht muß er auf Mutter's Kleid geben. — Schlaf gut, Schatz! Fräulein, nicht wahr, Sie erzählen Rudibubi doch noch eine recht, recht schöne Geschichte! Hinaus raucht die junge Frau Geheimrat. — Kinder sind so lieb, ich hänge so sehr an meinem Bubchen — aber nicht wahr, Erziehlerin, Sie dürfen einem nicht immer an der Rockfalte sein, Sie dürfen nicht beengern, man ist doch schließlich jung und will leben und ist doch schließlich nicht nur Hausurtheil. Der jugendliche General führt der Gnädigen die Hand.

Er ist ganz ihrer Meinung! An Rudis Bettel steht das Fräulein. Die Erziehlerin. (Ich habe natürlich nur die bestqualifizierteste genommen. Erziehlerin! Schließlich ist Rudibubi doch das einzige, liebe Kind, das man hat. Ich bin da sehr, sehr weinlich, hat die Geheimrätin.)

Das Fräulein erzählt dem Rudibubi Geschichten. Es ist zwar erst Anfangs Dezember, aber trotzdem wird er von seinem Fräulein schon seit Wochen umchristet und jeden Tag erzählt sie ihm Weihnachtsgeschichten. — Nichts als Weihnachtsgeschichten; von den Engeln, vom Knecht Ruprecht und vom Christkindlein. Erzählt mit den großen Märchenaugen, wie man sie im Kindergärtnerinnenseminar lernt.

Rudibubi steht mit Weihnachten auf und geht mit Weihnachten ins Bett, alles wird überfrachtet mit Fräuleins äußerlichem Weihnachtsgut — aber eigentlich — wenn sie so erzählt, sind ihre Gedanken nicht beim Christkindel — sondern bei ihrem letzten Zwofelstänzer. Und das führt so ein Bub wie der Rudi schon wenn eine Geschichte nur heruntergerastet wird — trotz Märchenaugen und Zuderkort.

Er ist so ein guter braver Bub. Aber die Christkindelsei vom Fräulein wird ihm allmählich zuwider. Indes; er hört immer artig zu und sogar das Gähnen unterdrückt er, denn er ist nicht nur brav, sondern auch gut erogen.

Rudibubi hat einen herrlichen Weihnachtstisch vom Christkindel bekommen. (Also Geld kostet so ein Weihnachten. Geld! Die elektrische Eisenbahn allein 120 Mark.)

Was hat Christkindlein Rudibubi alles gebracht? Das Fräulein zeigt es ihm mit den großen Märchenaugen und prächtiger Modulation in der Stimme: den Leuchtbären, den Mecano-Bauten die Laterna-Magica, die sechs Künstlerbilderbücher, den Modellierkasten „Plastikon“ mit Vorlagen von Professor Rudichum, das Marionettentheater — die elektrischen Eisenbahnkiten sind um den Salon gelehrt, Bahnhöfe, Weichen, Signale stehen da. Hans, der Diener, arbeitet an den Kontakten am Lichtschalter. Schon läuft das elegante Zuglein dahin.

Bubi ist dankbar. Bubi küßt alle: Mama, Papa, Großmama Onkel Erik, Tante Ernestine. Bubi freut sich. Er hat das Gefühl, es wäre angelächelt der festlichen Stimmung, angelächelt der vielen Gaben, gegen alle gute Erziehung, sich nicht zu freuen. Er will den Großen die Freude an seiner Freude nicht verderben. — Als Hans die Bahn wieder einpackt, ist Rudibubi eigentlich froh. Er ist verwirrt, müde, er weiß auch nicht, wie man die Eisenbahn behandelt. Vielleicht verdirbt er was dran. — Eigentlich hat er ein bißchen Angst davor.

Fräulein bringt Rudibubi zu Bett. Indes die Großen sitzen an einer netten schiden Weihnachtstanzerei vergnügen. Fräulein erzählt Rudibubi vom Christkindel, aber sie ist ungeduldig. Sie will in den Salon zum Tanzen hinüberkommen. Da ist heute der feiche Doktor Hubrich da.

Rudibubi schläft bald ein. Auch ohne Christkindelgeschichten. Vielleicht wegen der Christkindelgeschichten. Er hat gar nicht mehr recht hingehört. Wozu auch. Er kennt sie ja seit zwei Monaten. Sie ist ihm bereits so lieb, wie der Löffel, Lebertran, den er täglich friert. Man gewöhnt sich an alles.

Im Hinterhaus wohnt die Frau Kollberger. Eine Witte, die der Hausmeisterin an die Hand geht, beim Wachen mitbist, hin und wieder zum Störchen geht. Sie hat einen kleinen Bubchen, den Marx. Der ist so alt wie Rudibubi.

Rudibubi darf manchmal mit dem Marx spielen. Dann wird der Marx in sein sauberes Sonntagsgewand gekleidet, gebürstet, geschminkt, geleckt, gewaschen, von der Frau Kollberger mit vielen Ermahnungen ausgestattet und von der Geheimratskochen ins Kinderzimmer Rudibubis gebracht.

Da steht der Marx anfangs schon beengt, den Kinnern im Mund, traut sich nicht zu reden, weil alles so fein ist. Aber allmählich wagt er auf und weiß so schön zu spielen und mit Rudibubis Sachen so herrliche Dinge anzufangen, daß Rudibubi immer einen festlichen Tag hat, wenn der Marx zu ihm kommen darf. Also oft freilich nicht! Denn der Marx ist schließlich kein Umgang für Rudibubi. Aber er hat soviel Freude an dem Bücklein. Und so drückt die Frau Geheimrat halt ein Auge zu, wenn er lauer und anständig gebracht wird.

Eine merkwürdige Freundschaft ist's freilich. — Aber Rudibubi hat so gar keine gleichaltrigen Spielgefährten und die Kinder aus „anständigen“ Häusern mag er nicht. Da ist Rudibubi kühl, still, müde.

Nur beim Marx wacht er auf. Da friert er frohe Augen und rote Baden wenn sie mitflammen spielen. — Und übrigens, sagt die Frau Geheimrat, es ist so schön demokratisch, mal den Rudibubi hin und wieder mit dem Marx spielen zu lassen. Sie findet es sogar ganz nett, ganz reizend sozial, Gott! Man ist doch ein freier Mensch. Und hernach wird Rudibubi ja immer gebadet. — Das Fräulein freilich ist da strenger. Sie meint, Marx sei prinzipiell kein Umgang für Rudibubi. Aber dem ist der Marx lieber als hundert Fräuleins.

Der Marx darf nach den Feiertagen einmal kommen. Er bringt sein Christkindel mit. Die Frau Kollberger hat es selbst gemacht: Ein Wagerl aus einer Zigarrenschachtel und zwei Fadenpuppen und davor ein Holzpferd, das man um ein wenig am Christkindelmarkt kauft.

Das Fräulein will das „Ding“ da nicht ins Kinderzimmer mitfließen. Aber Rudibubi bittet so sehr. Also darf's der Marx mitnehmen. Der Rudibubi zeigt dem Marx seine Weihnachtsgaben. — Man läßt die Eisenbahn laufen. Der Marx haucht mit großen Augen. Er hat keinen Reiz. — So was gibt's einfach nicht für ihn — er denkt gar nicht daran, daß diese Dinge ihm gehören könnten.

Das Fadenpuppen-Wagerl steht schlüchtern in der Ecke. Rudibubi läßt es nicht aus den Augen. Nach wenigen Minuten schon läßt er Baulaken, Eisenbahn und Marionettentheater stehen und meint, man soll mit Marx Wagerl spielen. — Der Marx ist gleich Feuer und Flamme. — Freilich, sein Wagerl! Das ist aber auch etwas Feines! Das Wagerl ist der große Mehlmagen der Sandlarren, das Mischwerk, die Königstutche der Bauernwagen — alles, was man haben will. Der Marx weiß tausendundeine Mischlichkeit, sein kleines Spielzeug in die Welt einzubauen.

Das Pferd heißt Hansl. Es darf fressen, es wird angestriegelt, es wird krank und wird geheilt, es wird eingespannt und ausgepannt, in den Wagen geleckt. — Rudibubis Augen leuchten. — Die Kinder spielen, spielen, spielen, das Wagerl und das Pferd füllen zwei Bubchenherren bis in den letzten Winkel aus. Rudibubi kann sich von dem Wagerl nicht trennen. Er ist nahe am Weinen, als der Marx vom Fräulein fortgeschickt wird und das Wunderwerk verschwindet. —

Wer so ein Wagerl hätte. — Noch steht die elektrische Eisenbahn aufgebaut am Boden. — Und am Abend, bevor Rudi einschläft, erzählt Fräulein, was die Engeln alles zu Weihnachten vom Christkindlein kriegen. Und die bravsten, Rudibubi, die kriegen vom lieben Christkindlein das Aller schönste: Ein — Wagerl, Fräulein, wie der Marx!!! — Ein merkwürdiges Kind! Ein ganz merkwürdiges Kind — der Rudibubi. —

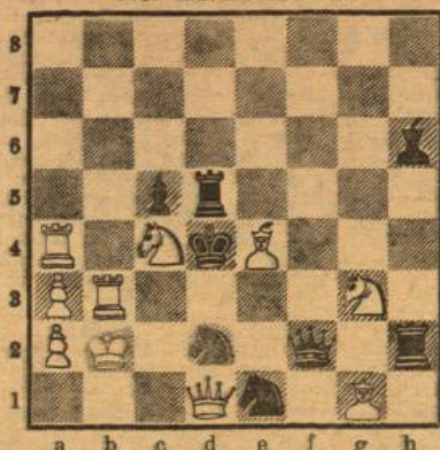


Schach



Bearbeitet von R. Wedesweiller.

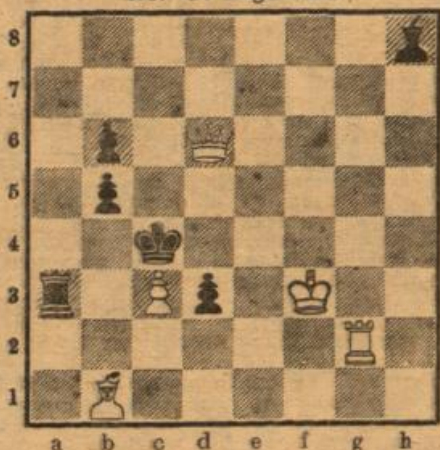
597. Dr. A. Krämer.



Weiß: Kb2, Dd1, Ta4, b3, Le4, g1, Sc4, g3, Ba2, a8;
Schwarz: Kd4, Df2, Td5, h2, Lh6, Sd2, e1, Bc5.

Matt in 2 Zügen.

598. F. Hagemann.



Weiß: Kf3, Dd6, Tg2, Lb1, Bc3;
Schwarz: Kc4, Ta3, Lh8, Bb5, b6, d3.

Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 285.

Aus dem Viermeister-Turnier im Dezember 1924.

Weiß: Johnner; Schwarz: Teichmann.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0, b5; 6. Lo3, Le7; 7. a4, b4; 8. De2, 0-0; 9. Da5! d6; 10. c3, b6; 11. d4, bxc3; 12. bxc3, Tab8; 13. Lc4, Lg4; 14. Le3, exd4; 15. Lxd4, Lc8; 16. Tfe1, Ta8; 17. Sd2, Dd7; 18. Sf1, Tfe8; 19. Da2, Sd8; 20. Td1, Lb7; 21. Sg3, Se6; 22. e5! Sh7; 23. exd6, Lxc3; 24. Te6! Lxd1; 25. dxe7, Txe7; 26. Tg6, Te1+; 27. Sf1, Sg5; 28. Txe7+, Kf8; 29. Da3+, c5; 30. Dxc5+, De7; 31. Dc6, Schwarz gab auf; es droht Dxa8 oder Lc5.

Partie Nr. 286.

Kürzlich in Hamburg gespielt. — Unregelmäßig.

Weiß: Dr. Hartlaub; Schwarz: Horowitz.

1. b4, d6; 2. Lb2, e5; 3. e3, Le7; 4. f4, Lf6; 5. Sc3, d5; 6. fxe5, Lxe5; 7. Sf3, Lf6; 8. Ld3, c6; 9. 0-0, Le6; 10. De2, Sc7; 11. a4, a5; 12. b5, c5? (Se7!); 13. e4, c4; 14. exd5; 15. cxd3, Db5+; 16. Khl, Se7; 17. dxe6, Dxe6; 18. Df2, 0-0; 19. Tael, Db3; 20. Lal, Sg6; 21. Te4, Se5

(Die meisten Figuren stehen schon sprungbereit); 22. Sd4, Da3; 23. Sd5, Dxd3? (Ld8!); 24. Sxf6+, gxf6; 25. Dxf6, Sd7; 26. Dg7+, Kxg7; 27. Sf5+, Kg8; 28. Sh6#. Ein seltenes Mattbild und eine echte Hartlaubpartie.

An die Löser der Weihnachts-Schachnüsse. Nr. 592 heißt endlich richtig so: Kc6, Lb1, d8, Se2, Bf2; Ke5, Bd4, e6, f4. — Als Ersatznummer soll die heutige Nummer 597 gelten bei gleicher Wertung. (Aber nur eine von beiden.) Endtermin nunmehr 10. Januar 1925.



Rätsel



Hieroglyphen-Rätsel.



Silben-Rätsel.

Aus den 35 Silben: bras, bri, del, den, di, dorf, e, e, e, he, ho, ka, ke, ken, me, mi, mond, mu, nach, nan, ne, neu, raz, re, rew, ruf, sau, sching, sen, te, u, ul, wan, weiss, zeh sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- u. Endbuchstaben von oben nach unten gelesen eine Zahl ergeben. — Die Wörter bedeuten: 1. Gedächtnisrede, 2. bibl. Name, 3. Baum, 4. Polarforscher, 5. Ort bei Berlin, 6. Vogel, 7. schottische Inseln, 8. Mondphase, 9. römischer Dichter, 10. See in Afrika, 11. Staat in Nordamerika, 12. Möbelstück, 13. Alpenblume, 14. unentschiedene Schachpartie, 15. Schußwaffe.

Kunterbunt.

Klingen neujahrs die glocken horch
die luft klar und hell früh durch
lichten schnee schwingen auf den reif
das jahr herauf schwebt neue.

Die Wörter jeder einzelnen Reihe sind umzustellen, damit man den richtigen Sinn erhält.

Rätsel.

Was mein ich für ein Rätselwort,
Das, wenn aus dem Gesicht es fort,
Bald juckt, bald zwackt in Knie und Bein
Und schafft dem Kranken Schmerzenspein.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 295:

Bilder-Rätsel: Was dich nicht brennt, das blase nicht.
— Visitenkarten-Rösselsprung: Karl Maria von Weber.
Zweisilbige Scharade: Anton.

Richtige Lösungen sandten ein: Oda Alf, Helma Belling, Ernst Damm, Else u. Wih. Fuchs, Paul Högen, Heini, Sofie u. Karl Mondel, Leonhard u. Albert Pfisterer, Walter u. Gertrud Schäfer, Elise Scholz, Edgar Schleyer, Hella u. Ria Sittenthaler, sämtlich von Wiesbaden; Hilde Häupler von Sonnenberg; Karl Becker von Bierstadt; Hans, Elisabeth u. Heddi von Kloppenheim; Otto Fräkel von Hahn i. T.